

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1888.

Erster Band.

München

Verlag der k. Akademie

1888.

In Commission bei G. Franz.

Historische Classe.

Sitzung vom 3. März 1888.

Herr v. Löher hielt einen Vortrag:

„Ueber Dolmenbauten.“

Vergleicht man bei Völkern von uralter Vergangenheit die verschiedenen Arten der Todtenbestattung, so öffnet sich ein, wenn auch nur dämmernder, Einblick in die religiösen Ideen, von denen sie in ihrer ältesten Zeit ausgingen, und zugleich finden wir in den Grabresten Merkzeichen, um das Lebensalter solcher Völker zu schätzen.

Da schauen nun aus der Vorzeit Dunkel von einsamen Hügeln und Höhenbreiten bleichgraue seltsame Denkmale herüber. Ihr deutscher Name -- Hünengräber oder Hünenbetten, auch Teufelskanzeln — erweckt die Vorstellung von Riesen, die darin bestattet wurden; denn Hünen bedeuteter im späteren Mittelalter rohe riesige Recken. Der englische Name ist Dolmen oder Tafelsteine, von dem keltischen daul Tafel und men Stein, der Walliser Cromlech d. h. gewölbte Steine. Die Dänen nennen sie Jettestuer d. h. Riesenstuben. Ein keltischer Name für die einzeln stehenden ist Menhir von men Stein und hir hoch.

Es ist über solche Dolmenbauten — denn dies ist der am meisten verbreitete Name dafür — schon sehr viel ge-

schrieben und geräthelt worden, insbesondere von welchem Volke sie herkommen. Ueberschauen wir zuerst die äusserliche Einrichtung und was sich noch darin vorfand, sodann die Fundstätten dieser Denkmale, die sich in drei Welttheilen zeigen, endlich ihren gleichmässigen Charakter, und treten dann in die Untersuchung ein, von welchem Volke sie herführen und welchen Zwecken sie dienten.

1. Zwei Arten.

Es gibt zweierlei Dolmenbauten. Die einen bilden eine Art von Steinkammern, zusammengesetzt aus rohen, meist tafelförmigen Blöcken, die Tragsteine in's Geviert oder im Umkreis gestellt, darüber gelegt eine kolossale Deckplatte, oder auch mehrere Decksteine, ein einziger oft ein paar hundert Zentner schwer. Zu den mächtigen Deckplatten wählte man häufig solche, die nach oben hin mehr oder weniger dachförmig, — zu den Tragsteinen solche, die nach der inneren Seite möglichst flach waren oder sich zu einiger Fläche behauen liessen.

Reichlich die Hälfte dieser Hünenbetten steckt noch in solchen Hügeln, wie sie die Germanen hoch über ihren Todten aufschütteten. Wo die Steinblöcke halb oder ganz aus der Erde hervorschauen, da kann im Laufe der Zeit die Deckerde durch langen Stromregen weggeschwemmt, oder, wenn sie durch heisse Sonnenjahre ausgetrocknet war, durch den Wind weggeweht sein. Ein grosser Theil aber dieser Dolmenbauten, und das sind gerade die gewaltigsten, ist offenbar von vorn herein unter freiem Himmel errichtet und niemals bestimmt gewesen, unter der Erde verborgen zu liegen; die Gruft selbst aber mochte schon bei der Anlage mit Erde ausgefüllt sein.

Der Boden in den Steinkammern ist öfter mit kleinen Steinen, besonders Feuersteinen, gepflastert, und sind die Zwischenräume zwischen den grossen Blöcken wohl mit

kleinen Brocken ausgefüllt. Auch trifft man in den Erdhügeln selbst allerlei Befestigungen von Steinen, und aussen ist der Bau häufig umgeben mit Reihen kleinerer Blöcke, die im Kreise oder Geviert umher gesetzt sind, auch wohl einen länglichen Zugang bilden, oder am Zugang gleichsam wie Schildwachen stehen.

Im Innern der Kammer treffen wir hin und wieder auf einzelne Gerippe, liegend oder auch in sitzender oder hockender Stellung, dagegen höchst selten Urnen mit Asche oder verbranntem Gebein. In den meisten aber lagern lose Menschenknochen. Daneben und dazwischen finden sich Waffen und Geräthe von Stein und Bein, selten von Metall, etwas irdenes Geschirr, das meist in Scherben, besonders Trinkschalen, endlich Kügelchen von Thon und Bernstein, die einst an Schnüren aufgereiht zum Schmucke dienten, auch Thierzähne, Meermscheln und Scheiben aus Muscheln zum selben Zweck, dabei Knochen von Pferden und Hunden, Ebern, Hirschen und Elchen. Die Waffen bestehen in steinernen Aexten, Hämmern, Keilen, Messern und Meisseln und Spitzen von Pfeilen und Lanzen, die Werkzeuge dienten zum Schneiden und Stechen und bestehen aus Bein oder Horn. Auch Mörser mit Keulen und Schleifsteine zeigten sich. Die Geschicklichkeit und Ausdauer, mit welcher aus hartem Stein die Geräthe gemacht worden, muss fast eben so grosse Bewunderung erregen, als die Arbeit, welche es kostete, die ungeheueren Tragsteine und zwar oft weit her zusammenzubringen, zurecht zu richten und mit den noch viel gewaltigeren Decksteinen zu belasten.

Die Urnen und Töpfe haben die Gestalt von Bechern und kleinhenkligen Kannen, sie sind zwar ohne Drehscheibe und Brennofen hergestellt, jedoch nicht in plumpen Formen, auch verziert mit allerlei Strichen, Schuppen-, Kreis- und Schlangelinien.

Wo sich Waffen und Geräthe von Kupfer, sodann von Bronze oder Eisen finden, rühren sie höchst wahrscheinlich nicht von den Erbauern der Steinkammern her, sondern sind zu dem dürftigen Inhalt aus früherer Zeit erst in späterer hineingelegt. Ausserhalb Deutschlands und Skandinaviens hat man auch hin und wieder Goldsachen herausgeholt, sowie römische, fränkische und byzantinische Münzen, jedoch nur vereinzelt: ohne Zweifel waren sie von Schätzen zurückgeblieben, die man längst nach der Aufrichtung in diesen mit religiöser Scheu betrachteten Kammern geborgen; denn das Erdreich im Innern derselben fand sich auf- und durchgewühlt.

Hin und wieder bilden die ragenden Steinblöcke bloss ein offenes Thor. Auf zwei oder drei Tragsteinen ist eine mächtige Deckplatte aufgethürmt, oder auch nur schräg aufgelegt, als hätten die Erbauer bloss ein Denkmal ihrer Anwesenheit aufrichten oder sich an einem Ausdruck ihrer Kraft vergnügen wollen. —

Die andere Art von Dolmenbauten besteht einfach aus rohen Blöcken oder aufrecht gerichteten Steinen, die einzeln stehen, oder auch im Kreis- oder Eirund gesetzt sind und alsdann kleine oder grössere Flächen umfrieren. Die Kreise schlingen sich um einander, oder ein Viereck enthält regelmässige innere Kreise. Der Raum, welcher in solcher Weise umschlossen ist, erstreckt sich wohl über ein Tagwerk und mehr.

Auch giebt es Stellen, die mit einer Menge einzeln stehender länglicher Felsstücke besetzt sind. Bald stehen diese näher, bald weiter auseinander, und zwischen ihnen erhebt sich dann wohl etwas wie Thorhallen und Kammern. Am reichlichsten finden diese Menhirs sich in Morbihan in der Normandie, wo man ihrer Tausende zählen kann, darunter ein Stück von über fünfzig Fuss Höhe. —

Alle diese Bauten und Kreise und Sammelpunkte von riesigen Steinblöcken sind in einem und demselben rohen Stil errichtet. Wozu sie dienten? Schon der Erzbischof Olaus Magnus von Upsala giebt uns 1555 in seinem Werke von den nördlichen Völkern einen Aufschluss, der auch heute noch gelten muss. „Einige“, sagt er, „sind Denkmale von Schlachtfeldern, andere Familienbegräbnisse, andere Gräber von sehr bedeutenden Männern.“ Die Grabmale aber bilden die grosse Mehrzahl, gut neun Zehntel von all diesen Werken. Die übrigen wurden zum Andenken an grosse Schlachten und denkwürdige Ereignisse errichtet. Einige bezeichneten wohl auch die Stätten, wo regelmässig Volks- und Gerichtsversammlungen Statt fanden, oder eine religiöse Feier begegangen wurde.

2. Verbreitungsgebiet.

Die Tottenkammern aus Steinblöcken über und in der Erde sind nun über viele Länder zerstreuet, jedoch keineswegs nach irgend einer Regel. In einigen Gegenden erscheinen sie auch mehr oder weniger zerstört, in andern noch nicht hinlänglich untersucht und verzeichnet. Jedoch stellt sich ein Ueberblick etwa wie folgt zusammen.

Ihr Hauptland, in welchem sie sich am weitesten im Innern ausbreiten und von welchem sie sich am meisten nach allen Richtungen hin verbreiten, liegt zu beiden Seiten der unteren Elbe, dort sieht man sie in grosser Anzahl. Je weiter von der untern Elbe entfernt, um so mehr nimmt die Menge ab. Man trifft sie nach Westen hin bis an die Zuydersee, sodann besonders auf seeländischen Inseln; — nach Osten hin bis über den Pregel hinaus und vereinzelt noch am ägäischen Meerbusen; — nach Norden hin sind sie reichlich über Holstein, Schleswig, Jütland, die dänischen Inseln und die südliche Spitze von Schweden ausgestreuet, und zwar besonders an der Ostküste der jütischen Halbinsel und an den

Westküsten von Fünen, Seeland, Schonen und Gothland; — nach Süden gehen sie die Ems, Weser, Elbe und Oder hinauf bis zu den Flussquellen, mindern sich aber jenseits des Rheines und des Thüringer Waldes an Zahl sehr bedeutend, und finden sich noch, aber vereinzelt, in Luxemburg und Elsass und im Alpenlande. Sie mögen indessen in den Niederlanden, in den süddeutschen und Rheinlanden, die schon von der Römer Zeiten her fleissig angebaut wurden, vielfach abgetragen sein, um Erde und Bausteine zu gewinnen.

Einen zweiten Sammelpunkt bieten die beiden nördlichen Halbinseln von Frankreich, die normännische und noch mehr die bretonische, nebst den zugehörigen Inseln. Sodann zieht in auffallender Weise sich ein breiter, dicht besetzter Strich von Dolmen quer durch Frankreich von der Nordspitze der Bretagne bis zur Mitte des Löwengolfs.

Auch das rechte Ufer der untern Rhone und die schmalen Vorlande der Pyrenäen zeigen Dolmen auf. Das ganze übrige Frankreich ist an eigentlichen Dolmenbauten ziemlich leer, es sei denn, man wolle darunter auch all die einzeln aufgerichteten Steinblöcke verstehen, welche französische Gelehrte als Dolmen aufzählen.

Ein drittes, jedoch viel geringer, als die beiden vorigen, besetztes Verbreitungsgebiet ist das englische. Hier gehören dazu, ausser einigen Punkten an der Themse, die ganze Westhälfte von England, besonders Cornwall und Nordwales mit den Inseln Man und Anglesea, sodann von Irland die ganze Ostküste, und von Schottland die Inselgruppe der Orkneys und die Nordspitze, die langgestreckte Halbinsel von Argyll und Campbell auf der westlichen und die Uferlande bei den Einfahrten des Tay und Forth auf der östlichen Seite.

Eigenthümlichen Zug nimmt die Kette der Dolmen in der spanischen Halbinsel. Von den Pyrenäen an halten sie sich immer längs der Nordküste und überschreiten nur ein-

mal, von Biscaya nach Alava, das asturische Gränzgebirge, streichen dann, immer sich in den Küstengegenden haltend, die ganze Westseite von Spanien und Portugal hinunter, und lassen nur die Mündungslande des Tajo und des Guadalquivir unbesetzt, während sie sich im herrlichen Küstenlande von Granada wieder reichlicher zeigen und von hier auch nach Cordova hinübersetzen. Im Ganzen aber steht in Spanien und Portugal die Zahl der Dolmen weit zurück hinter ihrer Menge in den vorgenannten Ländern.

Endlich entdeckt man sie auch im weitgedehnten Mittelmeergebiet, hier jedoch, Granada ausgenommen, nur ganz vereinzelt und zerstreut, so in der Südspitze von Corsika, gegenüber bei Orbitello auf dem Festlande, in den beiden Halbinseln von Argolis und Lakonien, die nach Osten schauen, endlich längs der afrikanischen Nordküste, soweit ehemals Vandalen gekommen, bis an die Grenze des Herrschaftsgebiets der Aegypter, und zwar sind die afrikanischen Dolmenbauten stellenweise sehr zahlreich.

Seltener lassen sie in den Ostländern des Mittelmeers sich blicken, und zeigen sich in der Krim, bei den Tscherkessen und in den benachbarten Küstenlanden, selbst in Syrien und Palästina vereinzelt.

Einige meinen, am rothen Meer Dolmen gesehen zu haben. Jedenfalls findet man einzelne an der Westküste von Vorderindien bis in's Dekan hinein; jedoch haben sie in Indien etwas Eigenthümliches, das sie von den europäischen unterscheiden lässt.

3. Gleichmässiger Charakter.

Es ist also, wenn man auch bloss Europa und Nordafrika überschauet, ein ungeheueres Gebiet, in welchem sich Dolmen finden. Trotzdem und obwohl sie oft weit von einander entlegen sind, bleibt sich jedoch hier der Charakter ganz gleich, wo immer man Dolmenbauten antrifft. Dieser Cha-

rakter hat so entschiedene, so ausgesprochene Züge, ist so gleichmässig in all jenen Ländern, dass man gar nicht anders kann, als bekennen, trotz ihrer Entlegenheit von einander müssen diese Steinbauten von einem und demselben Volke herrühren.

Die Auswahl der Steine, die Art ihres Behauens, wo die Erbauer dies noch für nöthig hielten, die Weise, wie die Blöcke neben einander gesetzt oder über einander gelegt wurden, — alles das ist so eigenthümlich und doch überall so gleichmässig, dass, wer nur einige dieser Dolmenbauten gesehen, sie anderswo gleich wieder erkennt. Verfasser dieser Skizze hatte einmal Gelegenheit, kurz nach einander die sogenannten cyclopischen Bauten bei St. Otilien im Elsass, bei Fiesole in Italien und auf der einsamen Insel Samothrake zu vergleichen, und war erstaunt über die Aehnlichkeit dieser Denkmale, so weit sie auch von einander getrennt lagen.

Allein nicht bloss im Charakter, auch in ihren Fundorten, besonders in Lieblingsstätten, wo die mächtigsten düster emporragen, herrscht eine höchst auffallende Uebereinstimmung. Sie liegen, Norddeutschland und einen Strich in Frankreich ausgenommen, selten weit vom Meer entfernt, gewöhnlich halten sie sich in der Nähe der Küste.

Ihre Lieblingsstätten sind kleine Inseln und schmale Landzungen, die sich in's Meer hinausstrecken. Dort erheben sich die bedeutendsten.

Sodann stellen sie sich häufig da ein, wo Flüsse und Buchten tiefe und bequeme Einfahrten in's Land gewähren.

Der Platz an der Küste aber ist beständig so gewählt, dass er zwei Gesichtspunkten entspricht. Die auf der See Schiffenden sollten das Denkmal schon von ferne wahrnehmen, und sie sollten auch einen möglichst ruhigen Anblick desselben geniessen. Desshalb sind die Dolmen fast immer auf erhöhten Punkten errichtet und stets dort, wo man sie

von allen Seiten vom Meere aus erblicken kann, jedoch fast niemals an Orten, wo die Wogen der Nordsee oder des atlantischen Ozeans wild anbranden. Wo dies der Fall, findet man solche Bauten gewöhnlich an der entgegengesetzten Küste, an welcher das Gewässer ruhiger steht. Offenbar gefielen den Erbauern am meisten kleine Inseln und Vorsprünge, wo in stiller Bucht sich das Gestade spiegelte.

Bei solcher Gleichmässigkeit des Charakters und der Fundstätten der Dolmenbauten sind die meisten Forscher darüber einig, dass sie nur von einem und demselben Volke herrühren. Welches Volk aber hat diese gewaltigen Totenkammern aufgethürmt? Welches Volk hat diese riesenhaften Erinnerungssteine im Kreis oder Geviert oder auch einzeln aufgerichtet? Diese Frage hat schon manches Kopfzerbrechen verschuldet. Die Zeit, wo man die Dolmen höchst fabelhaften Druiden oder einem ebenso fabelhaften Riesenvolke zuschrieb, ist vorüber, die alte Dämmerung aber noch wenig gelichtet. Gerade darin, dass nur ein und dasselbe Volk diese in drei Welttheilen zerstreuten Bauten errichtet hat, liegt das Anziehende, ein Fingerzeig in die älteste Vorzeit hinein. War jenes Volk ein Wandervolk, das nach und nach die Länder zwischen dem indischen und atlantischen Ozean überzog und wieder verliess? Wo steckt es denn jetzt? Oder war es ein sesshaftes Volk, das, wenn auch noch so dünn, über solch ein Ländergebiet zerstreuet war? Warum hat es denn nichts Anderes zurückgelassen, als diese Dolmenbauten?

4. Verschiedene Ansichten.

Einer der verständigsten Forscher, v. Bonstetten, glaubt, dass ein Hirtenvolk von unbekannter Sprache und Religion, das höchlich seine Todten verehrte, vom Kaukasus und der Krim nach den europäischen Gegenden am schwarzen Meere kam und dort sich ausbreitete, bis es von andern asiatischen Horden verdrängt sich theilte, und ein Theil nach Griechen-

land, Palästina, Italien und Korsika, ein anderer Theil nach Norddeutschland abzog. Auch von hier nach einiger Zeit wieder vertrieben ging das Dolmenvolk durch die Niederlande nach der Normandie und Bretagne, später von da nach den brittischen Inseln, und noch später wanderte es durch Frankreich nach der pyrenäischen Halbinsel, von wo es nicht mehr weit hatte nach Nordafrika.

Der Franzose Bertrand sah im Geiste das Dolmenvolk von der Ostsee über's Meer ziehen nach England, und als es sich dort nach Irland und Schottland hin ausgebreitet hatte, segelte es ab nach Frankreich und Spanien, und setzte über nach Afrika, um hier zu verschwinden. Alfred Maury meint, es sei ein sesshaftes Urvolk gewesen, das überall von den Kelten unterjocht wurde und in ihnen aufging; — Faidherbe: es sei von der Ostseeküste ausgegangen und habe sich Afrika zum Ziel genommen; — Desor: umgekehrt, es sei von Süden nach Norden gezogen.

Mortillet, Quatrefages, Broca, ebenso der Engländer Westropp und der Deutsche Bastian nehmen an, die Dolmen seien von verschiedenen sesshaften Völkern gebaut; jedoch glauben die drei Franzosen, diese hätten einander nachgeahmt, während die beiden Letzteren es für richtiger halten, jene Völker seien durch einen gewissen natürlichen Instinkt, der bei Erreichung gleichen Bildungsgrades gleichmässig gewirkt habe, darauf verfallen.

Das dickste Werk über diese Frage schrieb der Schotte Ferguson: es wimmelt von allerlei seltsamen Vermuthungen. Er erklärt: den Dolmenstil habe irgend ein unbekanntes, wahrscheinlich turanisches Volk erfunden, und dann hätten ihn Kelten und Iberier, Britten und Skandinaven angenommen, ähnlich wie der gothische Stil von einem Lande zum andern gekommen. In Spanien seien die Dolmenerbauer Iberier gewesen, die um der römischen Sklaverei zu entgehen,

aus der Mitte des Landes nach seinen Rändern, und, um sich vor den Verfolgungen der christlichen Glaubensboten zu retten, nach Irland flüchteten und von dort sich weiter ausbreiteten. Von Frankreich aber sei man noch im Mittelalter unaufhörlich nach Afrika geflüchtet und habe dort die Dolmen erbauet.

Unser Weinhold, der wohl jede Quellenstelle über Leben und Empfinden im hohen Norden und frühestem Mittelalter kennt und vergleicht, antwortet auf die Frage: „Welchem Volke mögen wohl diese Denkmale angehören?“ Folgendes: „In den Ländern, welche sie enthalten, wohnten und wohnen Iberer, Kelten, Romanen, Germanen und Slaven, Stämme, die mit Ausnahme der Iberer der kaukasischen Rasse angehören, zu der jenes „Hünenvolk“ nach seiner Schädelbildung nicht zählte, und die überdies, wie die Sprachvergleichung lehrte, schon vor ihrer Einwanderung nach Europa Erz und Eisen kannten, während die Hünengräber keine Metallsachen enthalten. Das „Hünenvolk“ war ein europäisches Urvolk. Abgesehen von den südöstlichen Urstämmen unseres Erdtheils bieten sich zwei grosse Völker zur Wahl dar: Die Iberer und die Finnen. Ich habe früher selbst die Finnen für die Errichter der Steinbauten gehalten, nehme aber diese Meinung hiermit völlig zurück. Denn eine Ausdehnung der Finnen über den ganzen Westtheil Europas müsste geschichtliche Zeugnisse hinterlassen haben und streitet überdies gegen die bekannte Ausbreitung der Iberer daselbst. Ebenso wäre nicht abzusehen, wesshalb ganz Norwegen und Schweden bis auf ihre südlichsten Gegenden ohne diese Stein-denkmale sind. Das Volk, das sie errichtete, hatte seine Hauptmasse im Westen, während die Finnen sie im Osten hatten; es streckte sich von der pyrenäischen Halbinsel in einem Dreieck, dessen Schenkel die Küsten des atlantischen Meeres und der Nord- und Ostsee, dessen Basis eine Linie von der Rhone bis zum Pregel bilden, gen Nordost und

hatte auch die brittischen und dänischen Inseln sammt Schwedens Südspitze besetzt. Bekanntlich sind die Iberer, deren letzte Reste in den Basken leben, die ältesten geschichtlich sicheren Bewohner des Pyrenäenlandes. Da sie östlich bis zu der Rhone reichten, wo sie mit den Ligurern gränzten, und da in der Gegend von Marseille die Steindenkmale gegen Südost enden, so liegt der Schluss nahe, dass sie jenes Volk sind, das seine Todten in den Hünengräbern und Riesenstuben begrub. Aus der geographischen Verbreitung dieser Bauten erhalten wir demnach das geschichtlich wichtige Ergebniss, dass der iberische Stamm vor dem Eindringen der Kelten ausser Spanien und Südfrankreich bis zur Rhone, auch Nordfrankreich, Britannien, Norddeutschland, Dänemark und Schonen bewohnte.*

5. Von angeblichen iberischen Erbauern.

Weinhold's Ansicht hat sich nun bei uns ein- und festgebürgert. Die uralten Grab- und Kammerbauten aus Steinblöcken rühren von dem unbekanntem Volke der Iberer her, — so heisst es einmal, und dass es allgemein so heisst, scheint ein Hauptgrund zu sein, wesshalb man sich leicht damit zufrieden giebt. Im Uebrigen hat diese Meinung auch nicht einen Faden von geschichtlichem Anhalt für sich, nicht eine einzige schwache trübe Ueberlieferung, nicht eine einzige sichere Spur entnommen aus Schädel- und Knochenbildung der Basken, auch nicht die leiseste Hindeutung aus der Gegenwart dieser iberischen Reste auf ihre Vergangenheit. Denn dieser kleine baskische Volksrest hat durchaus nichts in seiner Natur oder Geschichte, was auf uralte grosse Bedeutung hinweist, zeichnet sich auch weder durch Genie noch durch ungewöhnliche Thatkraft besonders aus.

Seltsam, ein und dasselbe Volk soll sich über fast ganz Europa bis zum schwarzen Meer und über fast ganz Nordafrika verbreitet, soll auf so weit entlegenen Punkten die

gewaltigsten Arbeiten verrichtet haben, und dann — soll es bis auf einen winzigen Rest spurlos verschwunden sein?

Hier und da wird dann auch angenommen, es hätte in Handwerk und mechanischen Künsten sich viel grösserer Fortschritte erfreuet, als die späteren Völker, die aller Orten an seine Stelle traten. Und es soll ihnen nichts, gar nichts von seinen Künsten hinterlassen haben?

Noch wunderlicher, es soll nicht das schöne und fruchtbare Innere der Länder begehrt haben, sondern fast beständig eigenthümlichen Drang zum Meere hin gefühlt, es soll deshalb immer wieder an den Meeresküsten gesiedelt und gewohnt haben: so an der Ost- und Nordsee, am Kanal, am atlantischen Ozean, am Mittelmeer und am schwarzen Meer.

Wenn es aber ein iberisches Volk war, das Spanien bewohnte, so ist bei aller noch so mächtigen Anziehungskraft, welche das Meer auf dasselbe übte, dennoch unbegreiflich, warum es seine Dolmen immer nur in den Küstenlanden rings um die pyrenäische Halbinsel, und niemals in deren breitem Innern aufrichtete, und warum es, wenn auch Frankreich von ihm bewohnt war, bloss die Strecke von der Bretagne bis zur Rhonemündung mit seinen Grabsteinen besetzte?

Gerade jenes unbekannte Erbauervolk, das doch ungewöhnlicher Kräfte mächtig war, soll dennoch immer und immer wieder verdrängt worden sein und gezwungen, seine Wohnsitze aufzugeben und wieder weiter zu wandern: so vom schwarzen Meer zur Ost- und Nordsee, von da nach Nordfrankreich, von da rings um die pyrenäische Halbinsel herum, von da nach Marocco, Algier, Tunis, Tripolis, und dort soll es sich dann in den Wüsten verloren haben?

Alles das ist doch schwer zu glauben, und widerspricht aller geschichtlichen, insbesondere kulturgeschichtlichen Erfahrung.

Da hält man sich doch besser an historisch bekannte

Völker und untersucht zunächst, ob denn nicht jene Steinbauten von diesen herrühren können?

6. Arische Herkunft.

Der erste Gedanke geht auf arische Völker. In der That trifft man auf Steinbauten, wie sie uns hier beschäftigen, in allen Gebieten, wo Arier wohnten, also nicht bloss beinahe in ganz Europa, sondern auch in Persien und Indien. Wohin dagegen keine Arier kommen, da giebt es keine Dolmenbauten. Sie fehlen also in Aegypten, in den Ländern der Semiten, nur einige Plätze in Syrien und Palästina ausgenommen, sie fehlen auch in all den weiten Gebieten der Turanier, Mongolen und Malayen.

Allein es werden zwei Thatsachen angeführt, welche gegen die arische Herrkunft sprechen sollen: diese Thatsachen sind der Mangel an Erz und Eisen in den Grabkammern, und die Verschiedenheit, welche zwischen den darin gefundenen Schädeln und denen der Arier bestehen soll.

Es ist richtig, in den ältesten Steinkammern in Deutschland, Dänemark und Skandinavien fehlt das Eisen. Dieses aber ist ein Metall, das Jahrtausendlang von feuchter Erde umgeben sich auflöst bis auf die letzte Spur, während Waffen und andere Geräthe aus Stein und Knochen und Horn, wie sie ja neben den metallenen noch lange Zeit fortgeführt wurden, sich erhielten. Das Fehlen aber von Bronze beweist nur, dass die ältesten Gräber zu einer Zeit gebauet wurden, in welcher der Erzhandel bis zu ihren Fundorten noch nicht vorgedrungen war. In Dolmen aber im Innern von Frankreich, sowie in England, Spanien und Nordafrika hat sich, und zwar nicht gerade selten, metallenes Geräthe vorgefunden.

Dürfen wir nun schliessen, dass die metallosen Grabkammern, die zugleich auch die einfachste Bauart zeigen, die ältesten sind, so haben wir diese entschieden im deutschen

Verbreitungsgebiet zu suchen. Dazu stimmt auch, dass in einigen deutschen Hünenbetten sich Keile von Kupfer fanden, welche in der Form denen von Stein nachgeahmt waren und zwar in einem Metall, das sich am leichtesten schmelzen und formen liess. Im holländischen Seeland begegnet uns bereits ein mit Bildwerk verzierter Bau, weiter westlich nehmen die Verzierungen und Inschriften zu, während Deck- und Tragsteine in Deutschland ihrer entbehren. Viel prächtiger, als hier, und kunstvoller wird der Bau der Dolmen in der Bretagne und auf den englischen und schottischen Inseln, reicher auch der Inhalt: diese sind also später entstanden. Die jüngsten Steinbauten solcher Art sind jedenfalls die afrikanischen, deren Stätten weit auseinander liegen, die auf diesen aber gehäuft sind, in ihrer ganzen äusseren Einrichtung auch mehr künstlich Erdachtes verrathen und im Innern öfter Gold- und Bronzesachen und Münzen ergaben.

Was aber die Schädel betrifft, so haben sie sich von sehr verschiedener Bildung gefunden, mächtige arische neben schmalen oder kurzen von scheinbar nicht arischer Art. Quatrefages fand in französischen und britischen Dolmen kleine Brachykephalen und grosse Dolichocephalen, Faidherbe in afrikanischen Schädel und Knochenbau wie bei den stärksten Grenadieren.

Ueberhaupt aber hat noch keine Messung und Vergleichung all der in Betracht kommenden Schädel so allgemein durch wissenschaftliche Fachmänner Statt gefunden, dass man daraufhin sichere Schlüsse in die Vergangenheit hinein bauen möchte.

Eines aber ist gewiss: das Volk, das die Dolmen und verwandten Bauten errichtete, musste ein seefahrendes und mit der See vertrautes Volk sein. Denn sonst hätte es nicht so beständig rings umher die Küstenlande, nicht so kundig die guten An- und Einfahrten, nicht mit solcher Vorliebe gerade die Inseln und Landspitzen aufgesucht. Nur zur See

liessen sich die weit entlegenen Küstenplätze, welche mit Dolmen geschmückt sind, leicht erreichen. Auf den Dolmen bei Herrestrup auf Seeland findet man Bilder von Schiffen mit zehn und dreissig Mann eingehauen.

Welche Völker waren nun im frühesten Alterthum rüstige Seefahrer? Phönizier, Griechen, Germanen, nicht Iberer und Kelten, nicht Slaven und Finnen. Phönizier aber können die Erbauer der Dolmen nicht gewesen sein, sonst fänden sich der letzteren mehr in ihrem eigenen Lande und dessen Nachbarschaft. Auch würden sie ebenso wenig wie homerische Helden, wenn jemals ihre Flotten vom Mittelmeere aus sich so weit vorgewagt hätten, am atlantischen Ozean, an der Nord- und Ostsee, am wenigsten bis tief in Deutschland hinein Herrschaft und Ansiedlungen gehabt haben, ohne dass geschichtliche Spuren und Nachrichten daran erinnerten.

Man kann also nur an Germanen denken. Was auf entfernten nördlichen Meeren und Küsten vor sich ging, konnte lange Zeit hindurch den Völkern am mittelländischen Meer völlig verborgen bleiben, während wir sofort, als die Germanen aus dem historischen Dunkel etwas an's Licht traten, hören von weiten Raubfahrten der Chauken und Sachsen zur See nach Gallien und Britannien, und von gothischen Heimsuchungen am schwarzen Meer, am Bosphorus und an den Gestaden des östlichen Mittelmeers. Aus früherer Zeit ist nur die einzige Nachricht überliefert, welche sich von den Tamehu-Nordvölkern, die weisse Haut, meist blaue Augen und blondes Haar hatten, auf der Inschrift von Karnak findet. Ihr Angriff auf das Nilland fällt etwa fünfzehnhundert Jahre vor Christus.

7. Germanische Gräber.

Für die Vermuthung aber, dass Germanen die Erbauer der Dolmen gewesen, sprechen nicht wenige Thatsachen.

Keine gräulichere Vorstellung gab es bei Germanen, als dass Gatte oder Kind, Verwandter oder Nachbar todt da liege und unbestattet im wilden Wald oder auf offenem Feld. Wer in Island von einem todtten Gefährten fortging, ohne ihm die Augen zuzudrücken und eine Hülle überzuwerfen, musste das Land meiden. Das Aergste, was der Hass über den Tod hinaus einem Feinde anthun konnte, war, ihn selbst des Grabes zu berauben. Als im Eddalied von der Gudrun der Brüder Neid und Hass den herrlichen Sigurd, ihren Gatten, erschlugen, sagt ihr Högin voll grimmigen Hohnes:

Er liegt verhauen
 Jenseits des Stromes
 Der Mörder Guthorms.
 Den Wölfen zum Frass.
 Sieh dort den Sigurd
 Auf südlichen Wegen,
 Da hörst Du,
 Wie die Raben krächzen
 Die Adler schreien,
 Der Atzung froh,
 Die Wölfe heulen
 Um Deinen Gemahl.
 „Wie magst Du mir, Högin,
 Der Freudenlosen,
 So bitteres Leid
 Erzählen und sagen!
 Es sollen die Raben
 Dein Herz zerfleischen,
 Weit über die Lande,
 Wo Niemand Du kennst!“

Um die landesfeindlichen Anhänger des Königs Olaf öffentlich noch im Tode zu treffen, zur Abschreckung für Jedermann, beschloss in Norwegen das siegreiche Volk: „Es sollten alle Die, welche mit König Olaf gefallen, keine Leichenhülle haben, wie sie guten Männern ziemte. Diejenigen aber, welche mächtig waren und Freunde hatten unter den Ge-

fallenen auf der Walstätte, achteten dessen nicht. Sie brachten ihre Freunde zur Kirche und gewährten ihnen Leichenhülfe“; denn sie wollten nicht die Schmach auf sich nehmen, dass sie ihre Blutsfreunde liegen liessen unbestattet.

„Ihre Gefallenen tragen sie zurück, auch wenn das Treffen noch schwankt“ — berichtete Tacitus. Als der kühne Held Ammatas gefallen war, da liess der Vandalenkönig Gelimer vom Feinde ab, um Jenem erst die Leichenfeier zu halten, obwohl die Zögerung ihm und seinem Heere verhängnissvoll wurde und verderblich.

Des Todten sollen sich nicht bloss, die in seiner Sippe stehen, erbarmen, sondern jeder gute Mensch soll ihm Leichenhülfe leisten.

So heisst es im Sigurdariede der Edda :

Begrabe den Todten,
 Wenn auf dem Feld Du ihn findest,
 Sei er an Krankheit gestorben,
 Oder im Meere ertrunken,
 Oder mit Waffen erschlagen.
 Einen Hügel errichte
 Dem Heimgegang'nen,
 Wasch Hände und Haupt ihm,
 Kämmen und trock'ne ihn,
 Ehe er in den Sarg kommt,
 Und bete, dass selig er schlafe.

Aber nicht nur Bestattung war Pflicht, sondern auch äusserste Sorgfalt, dass der Todte nicht verletzt oder beunruhigt werde. Wenn Einer die Raubvögel, die auf einem Leichnam sassen, wegschiessen wollte und traf den Körper, musste er nach bayerischem Gesetz zwölf Solidi zahlen. Das alemannische strafte das Ausgraben jeder Leiche und wäre es auch nur die eines Knechtes oder einer Magd. Nach fränkischem Volksrecht war schon straffällig, wer den Todten beunruhigte, indem er in dessen Grab eine andere Leiche legen wollte, oder etwas, was auf dem Grabe errichtet war,

umwarf. Damit ihr grosser Alarich niemals im Grabe beunruhigt werde, gruben die Westgothen den Busento ab, liessen durch Gefangene im Flussbette dem König das Grab machen, leiteten den Fluss wieder darüber und tödteten jene Gefangenen sämmtlich, auf dass Niemand die Stätte wisse, wo der König ruhe.

Weshalb nun die innere starke Mahnung an Leichenhaife? Weshalb die Gesetze gegen Leichenschändung? Weshalb überhaupt so viel Sorge, um durch Steinkammern, Grab und Hügelaufschüttung und Dornenhecken jede Beunruhigung der Todten zu verhüten? Die starre Leiche war ja empfindungslos. Offenbar war ein Glaube da, etwas vom Todten lebe noch, und dies Fortlebende werde durch Schändung seiner Leiche schwer getroffen. Noch stärker gab sich dieser Glaube kund in der Ausstattung, mit welcher der Todte in's Grab gesenkt wurde.

Ausser den Hünenbetten giebt es auf deutschem Boden noch eine zahllose Menge von Gräbern der Vorzeit. Soweit und soviel ihrer aufgedeckt sind, können wir nicht zweifeln, dass Germanen darin bestattet wurden.

Es finden sich zwei Formen: hohe runde Einzelhügel, und Friedhöfe, auf welchen die Todten in Reihen neben einander liegen, wie noch heutzutage, — jene für Fürsten, Grafen, Gefolgsführer und reiche Leute, diese für das Volk überhaupt, — wo von jenen Drei oder Fünf, diese zu Tausend.

Beide haben ihre Stätte gewöhnlich nicht weit von Heerstrassen. Selten trifft man sie in tiefen Gründen, um so häufiger auf Hochflächen, oder am Abhang von Anhöhen, die eine weite Rundschau darboten.

Die frühesten dieser Gräber sind leicht daran zu erkennen, dass die Gebeine verwittert sind und neben ihnen bloss steinerne Aexte und anderes Geräth von Stein oder Bein oder Horn sich erhalten haben.

Die Form aber bleibt sich bei Hügeln wie bei den Reihengräbern gleich von den ältesten bis zu den jüngsten zu Anfang der Franken- und Alemannenzeit, und noch bemerkenswerther ist die Uebereinstimmung, die sich soweit findet, als deutscher Boden reicht.

Im Uebrigen herrschte, sowohl was den Bau als die Benützung der Gräber betraf, eine Freiheit, die den Einzelnen wie den Gemeinden zustand.

Die Hügel zeigen ganz verschiedene Grössen. Ihre Höhe wechselt von 4 bis zu 40 Fuss, ihr Durchmesser am Boden von 14 bis 70 Fuss. Die Gestalt ist rund oder länglich rund. Oft liegen sie, besonders die mächtigsten, einsam auf der Haide oder im Walde, häufig da, wo offenes Feld und Wald sich berühren. Nicht selten sieht man mehrere, ja eine Menge beisammen. Auch dicht bei den alten Friedhöfen wurden sie errichtet. Die Erde ist künstlich aufgeschüttet und es kommt vor, dass eine Schicht Erde auch anderswoher, als aus der unmittelbaren Nähe, geholt ist.

Das Innere des Hügels ist nicht selten zu grösserer Festigkeit mit grossen oder kleinen Steinblöcken durchsetzt. Manchmal zeigen diese sich rings um den Hügel in regelmässigen Zwischenräumen, mitunter sind sie inwendig rings um den Todten, oder oben auf dem Hügel angebracht. Auf der Höhe desselben oder im Umkreis auf dem Grunde wurde, um die Annäherung von wilden und zahmen Thieren zu hindern, öfter ein kleines Dickicht angepflanzt, besonders von Weissdorn, Hainbuchen und Hasel. Auch künstlich hergestelltes Flechtwerk diente zum Schutze.

Die Grabkammer befindet sich stets tief in der Erde, mehr oben oder mehr unten im Hügel. Häufig ist sie aus rohem Gestein zusammengesetzt, ein andermal aus tafelförmigem, dessen Fugen durch kleinere Steine verdeckt sind, oder aus gebrannten Ziegeln. Auch bekunden sich Reste von

Holzverschalung aus starken Eichenbohlen, welche das Behältniss umgab. Der Boden der Grabkammer entbehrt meist eines Pflasters, jedoch ist ein solches auch wohl hergestellt aus kleinen runden Steinen oder Steinplatten oder aus geschlagenem Thon. Kurz, je nach Neigung und Reichthum sind die Grabhügel bald höher, fester und ebenmässiger, bald niedriger und lockerer gebaut, und die Todtenkammern in der einen oder andern Weise oder auch gar nicht eingerichtet.

Ebenso grosse Verschiedenheit zeigt sich in der Benützung der Todtenhügel. In einem war nur Einer beigesetzt, im andern waren es Mehrere. Viele haben gar keine Steinkammer, dagegen mehrere Gräber neben und über einander. Auch findet sich wohl einmal noch ein Gerippe aussen an der Grabkammer. Desgleichen giebt es in einigen Hochhügeln Thierknochen, in andern fehlen sie.

Ueber die sogenannten Reihengräber ist wenig mehr zu sagen. Sie waren von altersher Friedhöfe der Gemeinden, auf welchen sich die Gräber oft zu mehreren Tausenden beisammen finden. Auch längs des Strandes der Ostsee hat man Reihen von Gerippen mit Steinmessern im Sande entdeckt.

Diese Sitte der germanischen Friedhöfe hat sich so weit verbreitet, als gebildete Völker wohnen. Sie war ja auch die natürlichste und einfachste. Aehnlich, wie früher die hohen Leichenhügel sich neben der Menge der kleinen erhoben, giebt es jetzt grosse ausgemauerte Erbbegräbnisse auf dem Friedhofe. Der Unterschied jener alten Friedhöfe gegen die heutige Gewohnheit bestand hauptsächlich in drei Stücken. Man legte die Gräber ehemals weiter auseinander, in Zwischenräumen von vier bis fünf Fuss. Die Richtung von Westen nach Osten, so dass das Haupt gegen Sonnenaufgang lag, wurde gewöhnlich beobachtet. Die Leichen wurden, wenn Platz mangelte, schichtweise über einander begraben, weil

von der theuren Stätte, wo ihre Verwandten und Voreltern ruheten, die Nachkommenden nicht weichen wollten. Ob von den in Reihen liegenden Gräbern jedes seinen niedrigen länglichen Hügel hatte, wie heutzutage, lässt sich nicht mehr feststellen: wahrscheinlich ist es wohl.

So scharf, wo es auf Recht und Freiheit ankam, die Standesunterschiede bei Germanen gewahrt wurden, und so unzweifelhaft die hohen Einzelhügel nur Solchen gehörten, die im Leben durch Macht und Ansehen hervorragten, — auf den Friedhöfen gab es keinen Unterschied in den Gräbern von hoch und niedrig Geborenen. Adelige, Gemeinfreie, Hörige, Knechte erhalten hier gleiche Gräber: nur der ärmere oder reichere Inhalt an Beigaben unterscheidet Arm und Reich, Freie und Hörige. Mitten zwischen den Gräbern der Wohlhabenden finden sich ganz ärmlich ausgestattete. Im Tode theilen Alle dieselbe Stätte: das weist auch darauf hin, wie Herrenleute und Dienstleute im Leben auf freundlichem Fusse verkehrten.

Im Uebrigen gab sich hervorragender Stand wohl in den Grabmalen zu erkennen. Grosse Steinkammern auf Anhöhen und in mächtigen Hügeln, — niedrigere Hügel mit engeren Steinkammern im Innern, welche den Dolmenbau in kleinerem Massstabe wiederholten, — Reihengräber mit geringen länglichen Hügeln oder gar keiner Erhöhung, — alle drei Formen kommen neben einander vor, so lange die Germanen nicht zum Christenthum übergingen, und auch unter dem letzteren ist die Form der Einzelhügel noch lange Zeit nicht ganz aufgegeben. Der mächtige Dolmenbau aber ziemte für Fürsten und Könige, die geringeren Einzelhügel wurden mächtigen angesehenen Herren zu Theil, das niedrige Grab in der Reihe der Gemeindegossen allen Andern.

Uebrigens war es keineswegs ein Gesetz, dass man jeden Todten, dem man nicht einen Hochthügel schichten wollte, zum Friedhof brachte. Zahllos wurden Leichen auf der Stelle

eingegraben, auf welcher sie den letzten Seufzer ausgehaucht. In Torfmooren hat man hier und dort vereinzelt Gerippe gefunden, die in Fellen sorgfältig mit Riemen eingebunden waren.

Durch eine besondere Art von Bestattung wurde wohl einmal der Seeheld geehrt. Man setzte den todtten Herrn in sein Schiff auf den Hochplatz, von welchem einst sein Kommando schallte, und liess das Fahrzeug auf den Wellen treiben in unbekannte Gewässer. Oder man zog das Schiff, das er im Leben heiss geliebt, an's Land, machte ihm darin sein Gemach zurecht, und überschüttete das ganze Fahrzeug mit Erde, bis aus der Höhe des Hügels nur noch die Mastspitze hervorragte.

8. Germanische Bestattungsweise.

Wie zum Feste sollte der Todte eingehen zum Grabe. Deshalb musste er gereinigt werden und gewaschen, wenigstens an Haupt und Händen, dann sorgfältig getrocknet, gekämmt und an den Nägeln beschnitten. Darauf wurde er angethan mit seinem vollen Gewande, mit seinem Heer- und Werkgeräth, die Schuhe festgebunden zur Wanderung in's unbekannte Land.

Das Behältniss, in welchem die Leiche beigesetzt wurde, war der Regel nach der Baumsarg, der sich in dem waldreichen Lande von selbst darbot und leicht hergestellt war. Man fällte einen dicken Eich-, Buchen- oder andern Baum von hartem Holz, nahm ein Mittelstück von über Mannslänge heraus und spaltete es durch eingetriebene Keile der Länge nach in zwei gleiche Theile. Dann wurde mit der Axt in der einen Hälfte oder auch in beiden Hälften eine längliche Höhlung ausgehauen, geräumig genug, um die Leiche mit den Beigaben aufzunehmen. Die Rinde wurde vom Baume abgeschält, weil ihr Verwittern das Holz rascher angriff. In

späterer Zeit nahm man auch Sargkisten, die mit Eisen beschlagen wurden.

Da sich öfter nur ganz geringe oder gar keine Holzüberreste bei den Gerippen finden, so scheint es, dass Leichen von Armen und Dienstleuten nur mit einem Brette bedeckt oder rings von Erde umgeben beigesetzt wurden. Jedoch ist noch kein ganz sicheres Gesetz ermittelt, in wie vielen Jahren Holz in feuchter Erde spurlos verwittert. Leichen von Angehörigen, die weder verachtet noch feindlich gewesen, bloss mit Erde zu bewerfen, es sei denn in grosser Eile und Noth, das widersprach wohl dem Gefühl der Germanen, welche Todtenbestattung nicht leicht nahmen.

Im Baumsarg lag der Todte auf dem Rücken. War ihm dagegen eine Kammer von Steinen erbauet oder von Pfählen und Brettern gezimmert, so gab man der Leiche darin verschiedene Stellungen. Bald findet man sie sitzend, bald kauernnd. Das Haupt ist öfter durch untergelegte Steine etwas erhöht. Waren Kinder mit den Eltern gestorben, so wurden sie diesen im Sarge beigegeben. In einem Grabe fanden sich Vater und Mutter und zwischen ihnen in Beider verschränkten Armen das Kind, — ein rührender Ausdruck der elterlichen Zärtlichkeit.

War nun der Todte im steinernen oder hölzernen Sarg gebettet, so wurde im irdenen Geschirr Speis und Trank ihm beigesetzt. Die Speise bestand gewöhnlich in Eiern und Hühnern. Auch Haselnüsse finden sich beigegeben.

Ein Mann wurde bestattet, als zöge er in den Krieg, eine Frau, als machte sie Hochzeit. Dem Manne fehlten also nicht Schwert und Beil und Messer, Schild und Lanze und Pfeil und Bogen, das Wehrgehänge, Kamm und Rasirmesser, Mantel- und Gürtelspangen, Zierscheiben und Ringe, und der Sporn am linken Fuss, je nachdem er solche Stücke im Leben getragen, dabei sein Trinkbecher, Meissel, Angelhaken und anderes Werkgeräth, das er gebrauchte. Die Frauen-

gräber enthalten Stirnbänder, Gürtelgehänge, Fibeln, Ringe für Hals und Ober- und Unterarm, für Finger und Ohren, Gehänge von Glas-, Bernstein- und Thonkügelchen und andere Schmucksachen, Spindeln, Nadeln und Scheeren, Kessel, Becken und Schüsseln.

Das meiste Geräth dieser Art ist aus Bronze, einiges aus Kupfer und Gold. In der That hielt man Edelmetall keineswegs zurück, im Gegentheil war es fromme Sitte, Kleinode und Kostbarkeiten dem Todten mit in's Grab zu geben. Mit Fürsten und Königen wurde ihr Schätzehort vergraben. Die dunkle Erde verschlang, was das Leben glänzend geziert hatte. Im Gefühl tiefster Achtung und Liebe entäusserten sich die Erben der Schätze, die ihnen der Todte hinterlassen hatte. Dieser Brauch nahm so Ueberhand, dass König Theodorich glaubte, mit Gesetzen dagegen eifern zu müssen.

Auf dem Grabe wurden häufig, wenn der Hügel nicht schon für sich redete, dass hier ein angesehener Mann bestattet war, allerlei Gerüste errichtet, Stangen, Bretter, Denksteine. Von dieser Sitte finden wir Spuren in Gesetzen und Sagen, jedoch nichts Näheres angegeben.

Wie aber, so wird man fragen, verhielt es sich mit dem Verbrennen der Leichen? Allgemein wird jetzt angenommen: bei den Germanen habe Beides neben einander geherrscht, Feuerbestattung und Beisetzung in der Erde. Man weiss nur nicht, ob blosse Willkür oder ein besonderer Grund für das Eine oder Andere den Ausschlag gab.

In der That finden wir schon in Dolmenbauten Brandreste, wenn auch äusserst spärlich. In Kammern, welche in Hügeln stecken, sind Urnen mit Asche und verbrannten Knochenresten nicht selten. Die Reihengräber zeigen dagegen viel häufiger nur Gerippe, ohne Asche und Urnen ganz auszuschliessen. Wo an gemeinsamen Begräbnisstätten Leichen-

brand vorkommt, da sind Asche und Urnen, in ähnlicher Weise wie die Gebeine, beigesetzt in Behältnissen von Stein oder Holz oder Thon, bald mit bald ohne Unterlagen oder Decken von Stein.

Gleichwohl erheben sich gegen die Annahme, Feuer- oder Leichenbestattung seien von jeher neben einander Brauch gewesen, gewichtige Bedenken.

Es ist an sich schwer glaublich, dass solche Zweigung in so ernster Angelegenheit in der Volkssitte von Anfang heimisch gewesen. Mit ihr will auch nicht recht stimmen die Zugabe von Waffen, Geräthen und Kleinoden.

Die ältesten Dolmen und Einzelhügel enthalten auffallend selten Leichenbrand, und nur zerstreut zeigt er sich, keineswegs allgemein, in den Reihengräbern, die wir doch als die eigentlichen Volksgräber ansehen müssen. Wäre das Verbrennen der Todten in alter germanischer Volkssitte begründet gewesen, so müssten die Reihengräber viel häufiger, als es der Fall ist, die Spuren nachweisen.

In den schriftlichen Nachrichten begegnet uns äusserst spärlich etwas, das sich auf Feuerbestattung deuten liesse. Jakob Grimm hat eifrig danach gesucht und seine Ausbeute sorgfältig in der Schrift „Ueber das Verbrennen der Leichen“ dargelegt, aber gerade die Dürftigkeit der Ausbeute spricht dagegen.

In Norwegen kommt, wie Engelhardt berechnete, auf acht Gräber aus der frühesten Zeit mit Knochen erst eines mit Leichenbrand. Auch in Schweden findet er sich gerade in den ältesten Gräbern selten.

Ausser bei den Sachsen enthalten die Volksgesetze der Franken, Alemannen, Burgunder, Bayern, Gothen und Langobarden keine Spur von Leichenbrand. Wäre er nationale Sitte gewesen, so hätte sie nicht so leicht verschwinden können, und wäre noch nach Jahrhunderten hier und dort hervorgetreten.

Auffallend ist endlich, dass gerade in den Urnen sich öfter römische Münzen finden: sie scheinen der Obolus gewesen, welchen man nach Römerart dem Todten mitgab.

Vielleicht lässt sich das Räthsel folgender Gestalt lösen. Manches spricht dafür, dass bei Germanen es uralter Brauch war, dem Todten die inneren Weichtheile zu entnehmen, sie zu verbrennen und in einem Gefässe beizusetzen, den Leib aber mit Holz und Beeren von Wachholder und anderen harzigen Stoffen zu füllen, damit die Verwesung möglichst fern gehalten werde. Man wüsste sonst nicht, warum Wachholder den Todten heilig war, und warum sich Stücke wohlriechenden Harzes in Gräbern finden. Auch war es noch im späten Mittelalter Sitte, dass eines Fürsten Herz und Eingeweide an dem einen, sein Körper an dem anderen Orte beigesetzt wurde: im Fürstenstande aber hat sich manche germanische Sitte erhalten, die sonst im Volke verschwunden.

Eine Menge Urnen mag die Bestimmung gehabt haben, die Asche der Eingeweide zu bergen: dazu passt auch ihre auffallende Kleinheit. Eine andere Anzahl von Aschenurnen, die wir jetzt finden, mag Römern und Romanisirten angehört haben: darauf deuten auch Fläschchen und Lampen in den Gräbern. Viele Germanen und Slaven, besonders vornehmere, nahmen ja römische Sitte als höhere Kultur an, und deshalb lassen sich Reihengräber mit Urnen und einer römischen Münze darin selbst in Brandenburg, Obersachsen und Schlesien antreffen. So konnte auch Tacitus von der Feuerbestattung bei den Germanen reden, obgleich ihm gerade dabei begegnete, dass er einer schönen Redefigur wegen schrieb: „Das Grab erhöht ein Rasenhügel, der Denkmale harte und mühselige Ehre, als drückten sie die Todten, verschmähen sie“, während doch keine grössere Last, als ein mächtiger Erdhügel, drückend auf dem Todten liegen konnte. Wenn aber noch Karl des Grossen Sachsen-Gesetz gegen den Leichenbrand eifern musste, so finden wir vielleicht gerade

in dieser Stelle eine Andeutung der ursprünglichen Sitte. Denn das Gesetz will nicht schon Denjenigen mit dem Tode bestrafen, „der eine Leiche verbrennt“, sondern es setzt hinzu, „und die Knochen in Asche verwandelt.“ Das Verbrennen bloss der Weichtheile blieb straflos, weil in alter Sitte begründet.

9. Wikinger in grauer Vorzeit.

Alles dies, was wir über die Gräberformen und Beisetzung bei den Germanen wissen, stimmt wohl zum Dolmenbau. Können wir einer besseren Schilderung eines solchen Grabmals begegnen, als im Beowulf? Sie beweist uns, wie die Totenburg an der Brandungsklippe in der Vorstellung germanischer Seefahrer lebte; denn so bittet der sterbende Beowulf seinen Gefährten Weohstan:

„Lasst durch die Streitberühmten
mir nach dem Brand am Vorgebirg des Meeres
den Grabeshügel bauen. Meinem Volke
zum Angedenken mag er hoch empor
am Wallfischkape ragen, dass von nun an
ihn Berg des Beowulf Schiffer nennen,
die durch der Fluthen Nebel steuern fernhin
die hohen Schiffe.“

Ein solcher Hügel wurde noch um das Jahr 900 nach Christus dem norwegischen König Harald Schönhaar erbaut. Zu Häupten und zu Füßen standen grosse Tragsteine, und darüber wurde ein Deckstein gelegt, der zwei Ellen breit und mehr als zwölf lang war. Die Leiche des gewaltigen Königs wurde hinein gelegt und darüber Erde aufgeschüttet bis der Hügel hoch und rund war.

Das Ungeschlachte Riesige Kühne solcher Steinbauten lag ganz im Charakter der Germanen, es forderte die höchste Anspannung der Kräfte heraus. Das Zustandekommen des Werkes haben wir uns etwa in folgender Weise zu denken.

Mühsam schleppten sie, und zwar öfter weit her, die mächtigen Steinbänke, die sie zu Tragsteinen wollten, richteten sie her und festigten sie im Erdboden, dass sie aufrecht standen. Dann schütteten sie Erde darüber und stampften sie fest, jedoch so, dass vom Hügel eine lange schiefe Ebene herabließ. Nun kam die schwerste Arbeit. Der ungeheure Dachstein musste auf Walzen den schrägen Abhang herauf geschafft werden, Hunderte spannten sich mit ihren Pferden an die Bast- und Lederseile und zogen mit Macht, während die Gefährten an den Walzen und Hebeln arbeiteten. War der Deckstein oben und war er scharf auf die Träger gepasst, so wurde der Hügel entweder ringsum abgerundet, oder überall die Erde abgetragen, dass der Steinbau nackt von der Höhe auf's Meer sah. Wenn ein Deckstein sehr gross war, erschien es vielleicht einfacher und weniger mühselig, ihn auf seinem Lagerort mit Hebebäumen bald an einem bald am anderen Ende zu heben und auf Rollen zu schieben, während er abwechselnd mit Baumstämmen, kleineren Steinen und Erde gestützt wurde, bis man ihn soweit empor hatte, dass sich die Tragsteine darunter anbringen liessen. Vielleicht verstand man in den Nordländern auch, die hebende und sprengende Kraft des Eises und andere Naturkräfte zu benützen, eine Erfahrung, die später Lebenden, die auf feinere Werkzeuge vertrauen konnten, verloren ging.

Germanischen Ursprung beweisen die Inschriften in Runen, wie sie auf dem prächtigen Bau zu Maeshove auf einer Orkneyinsel, auf der Isle of Man, und zu Maué Lud in der Bretagne unzweifelhaft vorkommen, jedoch noch nicht mit Sicherheit entziffert sind. Inschriften wie auf den Dolmen in Brecknoshire in Nordwales oder bei Bona in Algier wurden dort als willkürliche Verzierungen, hier als Berberschrift gedeutet, scheinen aber Runen zu sein. Nicht selten begegnen uns auf den Dolmensteinen eingehauen Thorshämmer,

die man in Deutschland Donnerkeile, in Dänemark und England Donnersteine, und in der Bretagne Men juru d. h. ebenfalls Donnersteine, benennt. Ausdrucksvoll sind sie in der Steinkammer zu Mané er H'roëk ausgeprägt.

Die ganze Anlage endlich und der Inhalt der Todtenburgen ist im Wesentlichen aller Orten vollständig so, wie in den gleichen Steinkammern in Deutschland, mögen sie unbedeckt sein oder in einzelnen mächtig aufragenden Grabhügeln stecken, die wir aus früherer oder späterer Zeit in so grosser Menge finden. Bau und Inhalt sind in den offen liegenden Steinkammern in Deutschland nur roher und einfacher, als anderwärts; Einzelhügel dagegen ergeben hier häufig Schmucksachen und Geräth aus einer mehr vorgeschrittenen Zeit. Der Charakter aber ist immer derselbe.

Da nun die Dolmenbauten wie die hohen Einzelhügel durch ganz Norddeutschland verbreitet sind, während sie — mit Ausnahme des westlichen Frankreich — anderswo nur auf Inseln oder auf Landspitzen oder doch nicht weit von Küstenlinien sich antreffen lassen, — da wir ferner wissen, dass in dem Winkel, welchen die jütische Halbinsel mit der Nordsee bildet, und in den anstossenden Landen die Raub- und Eroberungsfahrten der Sachsen, Angeln, Dänen und Nordmannen oder unter welchem Sammelnamen immer dieses germanische Seevolk erscheint, Heimstätte und Ausgangspunkt hatten, — so liegt wohl der Schluss nahe, dass diese Raub- und Eroberungszüge schon längst vor Christus ungemessene Zeiten hindurch fort und fort Statt fanden, dass germanische Seefahrer — in einem Jahre waren es viele, im andern weniger — die niederländischen, französischen, englischen, spanischen und portugiesischen Küsten entlang und weiter zwischen den Säulen des Herkules hindurch und die nordafrikanische Küste entlang steuerten, dass sie hier und dort sich eine Zeitlang herrschend festsetzten und hoch

an der Küste zum Andenken ihrer Kämpfe Denk- und zu Ehren ihrer Helden Grabmäler errichteten.

Mit dieser Ansicht fällt ein grosser Theil der Unbegreiflichkeiten weg, die sich ohne dieselbe an die Fundstätten und Anlagen der Dolmen und verwandten Bauten knüpfen.

Die Dolmenkette aber, die von der Bretagne durch Frankreich hin bis in die Gegend der Rhonemündung noch jetzt wahrzunehmen, bezeichnet den Heerweg, welchen die wilden Freischaaren nahmen, wollten sie im geraden Striche rasch und leicht vom atlantischen in's Mittelmeer gelangen, während ihre Schiffe die sturmvollen Buchten und Spitzen der pyrenäischen Halbinsel zu umsegeln hatten. Auf diesem Landwege aber durch das Innere von Frankreich wurden nur Denksteine, Menhirs, sehr selten grosse Grabkammern gesetzt.

In Italien und Griechenland konnte sich das germanische Räubervolk niemals festsetzen, weil sich dort ihm gebildeteres waffenkundige Völker entgegenstellten.

Im armen Schweden und Norwegen, wo früher Finnen und Lappen wohnten, fand sich, mit Ausnahme der von Germanen wohlbebauten Südspitze, kein Raub zu holen und zu bergen. Deshalb sind in den genannten Ländern Dolmen so selten.

Wenn aber Dolmenbauten sich im östlichen England so viel weniger, als an der Westküste, zeigen, so erklärt sich dies vielleicht daraus, dass sie theils aus Hass gegen die Dänen zertrümmert, theils die Steinblöcke, weil es an solchen im wohlbebauten Lande mangelte, abgetragen und verbraucht wurden.

Im östlichen Bereich des Mittelmeers aber sind es wohl Gothen gewesen, welche die Küsten heimsuchten; ihre Seeherrschaft war jedoch vorübergehend; deshalb finden sich auch dort viel weniger die Dolmen.

Auf die Züge endlich der Alanen, Sueven und Vandalen nach Frankreich, Spanien und Afrika, der Sachsen und Dänen

nach England, der Normannen nach den Niederlanden, der Normandie, Spanien und Italien, die zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung Statt fanden und in den drei folgenden Jahrhunderten noch nicht aufhörten, fällt etwas mehr Licht, sobald man sich sagen muss, dass sie Heerwege aufsuchten, die sie schon durch ihrer Vorfahren mündliche Ueberlieferung kannten. Ohne Zweifel haben alle diese Völker, so lange sie noch nicht zum Christenthum übergingen, in den Landstrichen, die sie zeitweise inne hatten, ebenfalls ihre Denk- und Grabmäler von riesigen Steinblöcken aufgethürmt.
